

aufgeklärten Stammtisch ergibt – eine Erfolgsmischung, die zwischen *Bild* und *Stern* ein sensationelles Umarmungspotential bei Presse und Publikum freisetzt.

So einer nun in Zuckmayers Stück. Das bedeutet, nicht – wie mit Rühmann – den armen Schuster Voigt zu besetzen, der sich durchschlägt, bis ihm nur ein letzter verzweifelter Trick übrigbleibt. Das bedeutet, das Ende als Anfang zu denken, den Hauptmann Hochstapler als Maßstab fürs Ganze zu nehmen: der Aufschneider in seinem Element. Regiestrategisch eine gewagte Operation.

Denn was soll die ganze Geschichte vom armen Opfer Willem, der keine Aufenthaltsgenehmigung bekommt, weil er keine Arbeit hat, und keine Arbeit bekommt, weil er keine Aufenthaltsgenehmigung hat, wenn der unter bürokratischen Rädern Zermalmte doch nur ein begabtes Großmaul sein soll?

Und wenn es doch gelänge? Dann wäre Zuckmayers Stück endgültig als Sozialkitsch entlarvt und der Hauptmann von Köpenick als Held der Unterhaltungsindustrie wiedergeboren.

Die Schauspielerin Katharina Thalbach am Regiepult, die ihre zweite Karriere vor zehn Jahren richtungweisend mit Brechts Säuer-Drama „Herr Puntila und sein Knecht Matti“ begonnen hat, beweist Mut. Leider muß er sie und ihren Hauptdarsteller irgendwann während der Proben verlassen haben. Denn Juhnke spielt genauso, wie er vom Plakat guckt. Ein freundlicher Herr, zum Übersehen unauffällig. Deutschlands größter Schauspieler von eigenen Gnaden scheint sich für seine Auftritte fast zu entschuldigen. Harald who?

Um ihn herum tobt die Klamotte. Penibel uniformierte Herren mit glänzend gewichsten Bärten exerzieren sich durch alle Stadien der Pickelhauben-Demenz. Der schwergewichtige Köpenicker Bürgermeister ringt mit seinem Korsett und platzenden Uniformknöpfen. Bahnbeamte krümmen sich vor besetzten Toiletten. Davor läßt Bühnenbildner Momme Röhrbein einen roten Manegenvorhang rauf- und runtersausen.

Und zwischendrin ein Star der leichten Muse, der zeigen will, was er für seriöse Schauspielerei hält. In gefühlsbewegteren Momenten wechseln schaufelnde mit leicht kreisenden Armbewegungen. Zirkus Juhnke rotiert auf Hochtouren, doch im Auge des Taifuns herrscht Leere.

Mit einer inszenatorischen Zangenbewegung nimmt die Regisseurin das Stück in die Mitte, bis der letzte Widerstand erstickt. Fast. Kurz vor der Kapitulation dann die Erlösung. Wenn nach zweieinhalb Stunden der große Auftritt naht, wenn nach quälender Selbstverleugnung als buckliger Biedermann die Stunde der Wahrheit schlägt, dann be-

tritt endlich der Hauptmann, der Hochstapler die Bühne. Eine Mischung aus Frankieboy und John Wayne stolziert tänzelnd ins Rathaus von Köpenick, grüßt salopp an die Mütze und nimmt den ganzen Laden hops. Das Stück ist zwar erledigt, die Kunst beim Deibel, aber was soll's? Augenzwinkernd räumt Harald ab, was von Zuckmayer noch geblieben ist.

Nur eine Frage blieb nach der Generalprobe offen: Wie endet das Ganze? Die letzte Szene hat sich erübrigt, denn daß sich Hauptmann Juhnke, wie bei Zuckmayer vorgesehen, der Polizei stellt, ist undenkbar. Vereint rätselten Dramaturgie und Regie. Doch es gibt nur eine Lösung: Vorhang, Applaus, Schluß. Sinn und Verstand haben wir ohnehin längst an der Garderobe abgegeben. Ein Triumph ist unausweichlich.

Juhnke freilich, der Schrecken aller Theaterdisponenten, kann nicht nur Fernsehshows schwänzen, sondern auch

Theater

Platon ans Telefon

Neues vom Dichter Herbert in München: Der Regisseur Alexander Lang verwandelt Achternbuschs „Letzten Gast“ in eine Beckett-Clownerie.

Drunten im Marstall-Gewölbe des Münchner Stadtmuseums, in einem Raum, der ein bißchen aussieht wie ein monströses unterirdisches Regenwasser-Auffangbecken, sind derzeit ein paar Dutzend Achternbusch-Gemälde ausgestellt. „Hinundherbert“



Lang-Inszenierung von Achternbuschs „Letzter Gast“: Bier ist gut für die Nerven

Premieren. Selbst vor gewöhnlichen Repertoirevorstellungen macht der Alkoholanarch nicht halt. Sein eigenwilliges Verhältnis zum abendlichen Dienstantritt adelt jede tatsächlich stattfindende Vorstellung zum Ereignis.

Selbst ein nüchterner Juhnke sprengt mühelos jeden theaterkritischen Maßstab, seine Auftritte werden für alle Liebhaber des besonderen Geschmacks die Ereignisse der Saison. Als Berlin-Einstimmung und Härtestest ein Muß für jeden Touristen und zukünftigen Bundesbeamten. Wer einmal sagen darf, er sei dabei gewesen, den kann in dieser Hauptstadt nichts mehr aufhalten.

Franz Wille

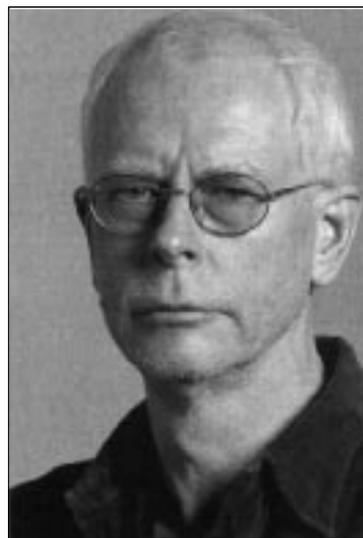
lautet der Titel der Präsentation, und auf einem der Bilder, das viel unruhiges Grau zwischen zwei weißen Zahnreihen zeigt und „Aus meiner Mundhöhle“ heißt, hat der Maler, Schriftsteller und Filmemacher Herbert Achternbusch in kindlich gekrakelten Großbuchstaben notiert: „Ein Künstler, der nicht weiß, daß es für ihn nur sich gibt, verläßt sich nicht auf sein Talent“.

Über der Erde, im Haupthaus der Münchner Kammerspiele, stand am vergangenen Sonntag die Uraufführung eines Achternbusch-Stücks an, das den

* Szene mit Annika Pages, Thomas Holtzmann, Michael von Au, Alexander Lang, Daphne Wagner.

Glaubenssatz des Künstlers eindrucksvoll belegt – und gerade deshalb noch den hartleibigsten Achternbusch-Bewunderer auf eine herbe Probe stellt.

„Letzter Gast“, innerhalb weniger Tage niedergeschrieben, spielt in einer „altgriechischen Kneipe“ während des peloponnesischen Krieges, der nun schon 2400 Jahre vorbei ist. Zum Personal gehören unter anderem „16 Tiergötter“ aus Ägypten, „5 Bayern“, „9 Polizisten“, „1 Nikolaus“ und „2 Krokodile“. Hat Achternbusch, für den es „nur sich gibt“, seinen Spaß am privaten Mythologisieren diesmal allzuweit getrieben, fragt sich der Leser des Textes; ist er womöglich für immer abgestürzt in einen bizarren Phantasie-Hades aus Göttern, Viechern und Dämonen?



Autor Achternbusch, Regisseur Lang: „1 Nikolaus“, „2 Krokodile“

Auf der Bühne der Kammerspiele aber herrscht Ordnung. Vor föhnblauem Himmel diskutieren drei Männer und eine Frau, die von fern an Mutanten aus diversen Hollywood-Kostümschinken erinnern und bei näherer Betrachtung an vier weise Beckett-Clowns, über allerletzte Dinge: über Gerechtigkeit und Vernunft, über Krieg und den Sinn des Denkens, aber auch über die vielleicht erheblichste aller Fragen, ob man besser Wein trinken solle oder Bier, weil letzteres „gut ist für die Nerven“.

Aus Achternbuschs Fiebertraum, der nebenbei eine Hommage ist an die durch und durch konstruierten Weingelage-Redeschlachten des Philosophen-Urvaters Platon, ist im Theater ein kühler, wengleich poetisch-vertrackter Diskurs geworden; gelungen ist dieses Verwandlungskunststück (das wie jede Ausnüchterung auch ein Gewaltakt ist) dem Regisseur Alexander Lang, 54. Einem Mann, der in den achtziger Jahren zunächst als Gast-Spielleiter aus der DDR in den Westen kam, wo er sich mit strengen, klirrend-schönen Klassiker-Inszenierungen bald den Ruf erwarb, er

sei eine Art preußischer Generalissimus des deutschen Theaterbetriebs.

Langs mitunter pedantische Ordnungswut gegen Achternbuschs genialisch-konfuse Dickschädelei, das ist die reizvolle Grundkonstellation der Münchner Uraufführung. Der Regisseur Lang aber redet nicht nur von seiner Begeisterung für den „untergründigen Zorn“ und die „faszinierenden Zustandsbeschreibungen“ des Dichters Achternbusch, er setzt diese Begeisterung auch in die Tat um: Als einer der Darsteller ausfiel, übernahm Lang kurzerhand dessen Part.

Die Griechenkneipe der Bühnenbildnerin Caroline Neven Du Mont ist zugleich sakraler Ort und Gerichtssaal; am Horizont bleibt der Blick frei auf Ge-

birgzüge und Mittelmeer, die Schanktheke wirkt wie ein Tempelschrein und läßt sich auch zur Zeugenloge in einem philosophischen Kreuzverhör umfunktionieren. Rundherum erkennt man Zeichen des Verfalls: Die Mauern haben Risse, die Raumdecke hat ein Erdbeben teilweise weggesprengt.

An diesem Unort läßt Lang seine Figuren auftreten wie antike Statuen, denen eine Laune des Schicksals für kurze Zeit Leben eingehaucht hat. Thomas Holtzmann ist der Römer Paul, der sich mit windigen Geschäften durchschlägt, weil seine Kneipe nicht genug abwirft, ein polternder Mafia-Pate aus klassischer Vorzeit. Mit dem leicht untugig aufgekratzten Griechenknaben Semel (Michael von Au) zetert er über die Vorzüge straffer Männerhintern, bis ein Ägypter mit dem merkwürdigen Namen Ptah sich hinzugesellt: „Zu wissen, wo innen und außen ist, ist heute eine Kunst“, behauptet der Fremde.

Lang spielt diesen exotischen Zauberer, als wäre er einer Chinoiserie des jungen Brecht entstieg: ein Weiser in schwarzem Hut und schwarzem Um-

hang, der seinen Wanderstab schwingt, um schlangen- und schweinsköpfige Fabelwesen aufmarschieren zu lassen. Eine gültige Botschaft aber hat der komische Heilige nicht.

Achternbuschs Stück ist eine Art Plauderturnier in zwölf „Runden“, die wie beim Boxkampf mit Gongschlägen eingeläutet werden, und nur allmählich wird klar, worum die blumigen Reden der Helden kreisen – um so alte Fragen etwa wie die, was das Wissen nütze und ob das Denken lohne; wobei Achternbusch allerhand imposante Merksätze gelingen wie dieser: „Es ist eine alte Menschenlüge, daß nicht schmerzt, was man nicht weiß.“

Die prekäre Balance zwischen Klauk und Tiefsinn ist von Erstarrung bedroht, bis eine Frau namens Esmeralda die Männerrunde beglückt: Die Schauspielerin Annika Pages, dank ihres ungestümen Temperaments längst so etwas wie der Jungstar des Kammer-spiel-Ensembles, bringt endlich Leben in die Ölgötzen-Versammlung. Das blonde Haar gelockt, den Körper in ein Glitzerkleid gehüllt, macht sie durch jede ihrer Bewegungen klar, daß Denken auch ein physisches Vergnügen sein kann. Nicht um Resultate gehe es, behauptet sie, wichtig sei allein, „daß gedacht wird“.

Man merkt schon: Achternbuschs Text wirkt mitunter, als habe ein wildgewordener Altphilologe seinen Lebenstraum in ein Theaterstück zementiert. Am Ende aber läßt der Dichter die Denkanstrengung in einer wüsten Apokalypse implodieren, wobei mit Handys telefoniert und mit allerhand Seifenschaum geblubbert wird: Die Wortschlacht um die Dinge des Lebens endet in Informations-Overkill und Weltuntergangsetöse.

Der Regisseur Lang sagt, ihn habe an der Vorlage besonders interessiert, „wie uns heute die Splitter der Realität um die Ohren fliegen“. Der Künstler Achternbusch aber liefert ganz nebenbei einen Kommentar ab zum Streit um den Schriftsteller Peter Handke und dessen wilde Verteidigungsrede für die Serben. Der Blick des Dichters werde gebraucht als Korrektiv zur Perspektive der Medien, sagen die Handke-Freunde; Achternbusch hält dagegen: „Die Wahrheit geht nur jeden einzeln was an.“

Im Keller des Stadtmuseums, in der „Hinundherbert“-Ausstellung, hat Achternbusch diese Erkenntnis variiert: „Ich gehe immer davon aus, was ist und was ich träume“, hat er auf eines seiner Bilder geschrieben. Müßte er die Welt erklären, dann würde aus dem Hinundherbert ein Rednurdaherbert.

Wolfgang Höbel